

Psychologie

Fetchenhauer

3. Auflage 2024
ISBN 978-3-8006-7345-2
Vahlen

schnell und portofrei erhältlich bei
beck-shop.de

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de steht für Kompetenz aus Tradition. Sie gründet auf über 250 Jahre juristische Fachbuch-Erfahrung durch die Verlage C.H.BECK und Franz Vahlen. beck-shop.de hält Fachinformationen in allen gängigen Medienformaten bereit: über 12 Millionen Bücher, eBooks, Loseblattwerke, Zeitschriften, DVDs, Online-Datenbanken und Seminare. Besonders geschätzt wird beck-shop.de für sein umfassendes Spezialsortiment im Bereich Recht, Steuern und Wirtschaft mit rund 700.000 lieferbaren Fachbuchtiteln.

Präferenz für süße und fette Speisen). Am aktuellen Reproduktionserfolg eines Individuums sind evolutionäre Psychologinnen kaum interessiert.

Verhaltensökologinnen gehen hingegen davon aus, dass alles Verhalten unter den gegebenen Umweltbedingungen und unter Berücksichtigung aller Alternativen dazu geeignet ist, den Reproduktionserfolg eines Individuums zu maximieren. So wird z. B. versucht, die geringe Kinderzahl moderner Frauen damit zu erklären, dass diese in die „Qualität“ anstatt in die „Quantität“ ihrer Kinder investierten (Kaplan, 1996; Lawson & Borgerhoff Mulder, 2016).

Verhaltensökologische
Perspektive

Warum Evolution nichts mit Moral zu tun hat

Wie bei allen wissenschaftlichen Theorien gilt auch für die Evolutionspsychologie, dass ihre Aussagen rein deskriptiv sind und kein Urteil über die Moralität des von ihr untersuchten Gegenstandes implizieren. Dennoch wird Evolutionspsychologinnen immer wieder vorgeworfen, dass sie durch ihre Erklärungen den gesellschaftlichen Status Quo verteidigen, weil sie bestimmte Verhaltensweisen bzw. gesellschaftliche Phänomene als „natürlich“ und damit als unveränderbar auffassen würden.

Dieses Problem sei an folgendem Beispiel erläutert. Im Jahr 2000 veröffentlichten die beiden US-Amerikaner Randy Thornhill und Craig Palmer ihr Buch „A Natural History of Rape“, in dem sie sich mit der Frage beschäftigen, warum manche Männer unter bestimmten Umständen zu sexueller Gewalt neigen. Hierbei diskutieren sie, dass ein solches Verhalten unter bestimmten Umständen adaptiv sein könne. Sie kommen zu dem Schluss, dies könne vor allem bei solchen Männern der Fall sein, die nicht in der Lage sind, eine Partnerin zu finden, die bereit ist, freiwillig mit ihnen zu schlafen. Eine solche „Desperado“-Taktik sei für solche Männer somit die einzige Möglichkeit, überhaupt Nachfahren zu zeugen.

Obwohl Thornhill und Palmer an unzähligen Stellen ihres Buches betonen, dass sie mit dieser Überlegung sexuelle Gewalt gegenüber Frauen in keiner Weise rechtfertigen wollten, löste dieses Buch einen Sturm der Entrüstung aus (Smith et al., 2001). Auf einer Tagung erzählte mir Craig Palmer sehr eindrucksvoll, dass er über mehrere Jahre unter Polizeischutz gestanden habe, weil er immer wieder körperlich bedroht worden sei.

Dabei hat schon David Hume 1739 erkannt, dass aus einem „Sein“ kein „Sollen“ gefordert werden kann und aus einem „Sollen“ kein „Sein“ (Hume, 1739/2004). Mit anderen Worten: Die Erklärung von Thornhill und Palmer mag zutreffend sein oder nicht, es ist aber Unsinn, eine solche Erklärung als unmoralisch zu

Naturalistischer
Fehlschluss



David Hume (1711–1776)

Schottischer Philosoph und Ökonom. Hume gilt als einer der bedeutendsten Vertreter der Aufklärung und des Empirismus.

Für die Psychologie ist bedeutend, dass er als einer der ersten zwischen Vernunft und Sinnesindrücken unterschied.

beschimpfen. Der Vorwurf, die Evolutionspsychologie rechtfertige z. B. Gewalt oder Rassismus, weil sie diese Phänomene evolutionär erkläre, folgt einer ähnlichen Logik wie die Aussage, Medizinerinnen würden Krankheiten wie AIDS oder Krebs rechtfertigen, weil sie deren Ursachen untersuchen.

Zum anderen aber ist darauf hinzuweisen, dass einige Vertreter der Evolutionstheorie tatsächlich manchmal den Eindruck erwecken, sie verteidigten den Status Quo damit, dass dieser eben „natürlich“ und deshalb nicht zu ändern sei. Auf diesen Aspekt werden wir noch einmal zurückkommen.

Im Übrigen bedeutet ein Verweis auf die evolutionäre Bedingtheit eines Verhaltens keineswegs, dass sich an der Häufigkeit dieses Verhaltens nichts ändern ließe (Buss, 2019). So lassen sich gute Gründe dafür angeben, dass die Bereitschaft zu körperlicher Aggression (bis hin zu Mord und Totschlag) Teil unseres evolutionären Erbes ist. Dennoch ist die Zahl der Menschen, die durch andere Menschen getötet werden, heute sehr viel niedriger als vor 500 oder noch vor 100 Jahren (Pinker, 2011).

Ist Evolutionspsychologie nichts anderes als das Erzählen von Anekdoten?

Gelegentlich wird der Evolutionspsychologie der Vorwurf gemacht, bei ihr handle es sich gar nicht um eine echte Theorie, sondern lediglich um eine Sammlung von Anekdoten („just-so stories“), die dazu dienen, bereits vorhandenes Wissen im Nachhinein ohne allzu große logische Stringenz evolutionär zu interpretieren (Gould, 1978).

Ein Beispiel: Ein Evolutionspsychologe (und eigentlich hochverehrter Kollege von mir) wurde einmal vom Radio angerufen und gefragt, warum Frauen immer gemeinsam aufs Klo gehen. Darüber hatte er – zumindest wissenschaftlich – noch nie nachgedacht, aber nach wenigen Minuten rief er den Sender zurück und wusste die Antwort: Schon in der „Environment of Evolutionary Adaptedness“ hätten Menschen ihre Notdurft außerhalb der eigenen Lagerstätte verrichtet und hätten sich dabei von der Gruppe entfernt. Dabei habe aber für Frauen die Gefahr bestanden, von einem fremden Mann vergewaltigt zu werden, weswegen es adaptiv gewesen sei, seine Notdurft in Begleitung einer Gefährtin vorzunehmen. Diese Erklärung ist gar nicht so abwegig, vielleicht ist sie sogar zutreffend, aber sie kann auch völlig falsch sein. Aus wissenschaftstheoretischer Perspektive ist sie eine schlechte Theorie, weil sie nur etwas erklärt, was lange bekannt war, und nicht angibt, welche innovativen Forschungshypothesen sich aus ihr ableiten lassen.

Im fünften Kapitel werden wir uns intensiv damit beschäftigen, was eine gute Theorie ausmacht. An dieser Stelle sei lediglich darauf hingewiesen, dass eine gute Theorie zweierlei können sollte. Zum einen sollte sie in der Lage sein, bereits bekannte Phänomene zu erklären. Zum anderen aber sollte sie auch in der Lage sein, zukünftige Ereignisse vorherzusagen, z. B. den Ausgang eines Experiments, das bisher noch gar nicht durchgeführt wurde.

Dass Evolutionspsychologinnen nicht nur bereits bekannte Phänomene erklären, sondern auch innovative Hypothesen ableiten können, soll an folgendem Beispiel erläutert werden: Während Männer in allen Kulturen übereinstimmende Präferenzen hinsichtlich der Attraktivität von Frauen haben (z. B. bei der Bewertung von Gesichtszügen), gibt es große interkulturelle Unterschiede im Idealgewicht (Buss, 1989). So präferieren Männer in armen Ländern tendenziell schwere und Männer in reichen Ländern tendenziell leichte Frauen. Wie lassen sich diese Unterschiede erklären?

Die Evolutionspsychologie gibt eine gute Begründung für dieses Phänomen: Hohes Gewicht steht für eine hohe Verfügbarkeit physischer Ressourcen in armen Ländern, aber für eine erhöhte Anfälligkeit gegenüber Herz- und Kreislauferkrankungen in reichen Ländern. Da Männer im Laufe der Evolution Mechanismen entwickelt haben, eine gesunde Sexualpartnerin zu bevorzugen, haben sie, je nach Krankheitsrisiko, unterschiedliche Präferenzen im Idealgewicht. Ähnliche Unterschiede lassen sich auch innerhalb von Kulturen finden: So bevorzugen arme Männer schwerere Frauen als reiche Männer. Dies bedeutet: Die Ressourcenausstattung eines Mannes beeinflusst das Idealgewicht der von ihm präferierten Frau.

Entdeckung gänzlich
neuer Phänomene



Abbildung 2.6: Dick oder dünn? Ob ein Mann eher schlanke oder eher etwas füllige Frauen liebt, hängt davon ab, ob er selbst eher reich oder arm ist.

Die beiden US-Psychologen Nelson und Morrison (2005) wollten wissen, wie Männer zu einer solchen Einschätzung ihrer eigenen Ressourcen gelangen und daraus – gänzlich unbewusst – zu ihren Präferenzen hinsichtlich des Idealgewichts ihrer Partnerin. Hierbei stellten sie die Hypothese auf, dass Männer dazu die so genannte Gefühl-als-Information-Heuristik („feelings as information“)

verwenden. Diese Heuristik besagt, dass Menschen sich bei der Einschätzung abstrakter Sachverhalte häufig auf ihr momentanes Gefühl verlassen (Schwarz, 2002). Die Idee von Nelson und Morrison bestand nun darin, dass es sich bei diesem Gefühl um den gegenwärtigen Hunger von Männern handeln könne. Für hungrige Männer sollte das Idealgewicht einer Frau höher sein als für satte Männer.

Um diese Hypothese zu überprüfen, wurden Studenten entweder vor dem Betreten oder beim Verlassen einer Mensa darum gebeten, das Idealgewicht ihrer Traumfrau anzugeben. Und tatsächlich: Die Hypothese konnte bestätigt werden. Diese Studie ist insofern bemerkenswert, als vor dem Vorliegen ihrer Daten nicht bekannt war, dass Männer das Idealgewicht ihrer Traumfrau auch in Abhängigkeit davon bewerten, wie voll oder leer ihr Magen ist. Ganz analoge Befunde fanden Nelson und Morrison übrigens hinsichtlich der Präferenzen von Frauen: Wenn diese satt waren, erschienen große und muskelbepackte Männer attraktiver, als wenn sie hungrig waren.

Let's talk about Sex – zur Bedeutung sexueller Selektion

Kennen Sie folgenden Witz? Ein Schweizer wird in einer Meinungsumfrage danach gefragt, woran er beim Anblick der Schweizer Nationalflagge denke. Seine Antwort (in Schweizer Dialekt): „Da denk' ich an Geschlechtsverkehr.“ Auf die entgeisterte Frage des Interviewers, warum er ausgerechnet bei der Nationalflagge an Sex denke, antwortet der Schweizer: „Ich denke immer an Geschlechtsverkehr.“ Dabei handelt es sich allerdings keinesfalls nur um einen albernen Witz, denn Sex ist in der Tat wichtig. Der Grund dafür ist einfach: Nur die Organismen einer bestimmten Spezies, die über einen hinreichend großen Sexualtrieb verfügen, werden Nachkommen produzieren.

Sexuelle Selektion

Ein wunderschönes (und meines Erachtens außerordentlich romantisches) Beispiel dafür ist der Aal. Die Larven des Aals schlüpfen im Golf von Mexiko. Von dort werden sie mit dem Golfstrom zu den Küsten Europas und Nordamerikas getrieben, wandeln sich dort zum Süßwasserfisch und wandern über Flüsse und Bäche in stehende Gewässer. In dieser Umgebung haben Aale kaum Fressfeinde und können lange überleben. Mit etwa 9 bis 15 Jahren aber werden sie geschlechtsreif. Was machen sie? Sie begeben sich auf eine äußerst mühsame Reise zurück in den Golf von Mexiko (Righton et al., 2016). Dort laichen sie ein einziges Mal und sterben (Van Ginneken & Maes, 2005). Tatsächlich überlebt im Übrigen nur ein kleiner Teil aller Aale diese anstrengende Reise (Aarestrup et al., 2008). Stellen wir uns nun einen Aal vor, dem dies alles zu anstrengend ist und der beschließt, lieber kinderlos zu bleiben. Dieser Aal wird noch einige Jahre vergnügt und stressfrei leben (Aale in Gefangenschaft werden bis zu 120 Jahre

alt), aber er wird keine Nachkommen produzieren. Die jungen Aale, die jedes Jahr im Golf von Mexiko geboren werden, erben hingegen von ihren Eltern den unbändigen Trieb, zumindest einmal im Leben Sex zu haben.

Ein Lebewesen, welches Nachkommen produzieren will, muss allerdings nicht nur einen hinreichend großen Sexualtrieb haben, sondern es muss darüber hinaus in der Lage sein, einen geeigneten Sexualpartner zu finden. Darwin leitete aus dieser Tatsache eine weitere bedeutende These ab: Männchen und Weibchen einer Spezies konkurrieren miteinander um die attraktivsten und besten Vertreter des jeweils anderen Geschlechts. Dieses Phänomen wird seit Darwin als „*sexuelle Selektion*“ bezeichnet (zur Bedeutsamkeit der sexuellen Selektion für die Evolution des Menschen, siehe Miller, 2000; Puts, 2016).

Sexualpartner

Die Bedeutung der sexuellen Selektion zeigt sich darin, dass die Maximierung der eigenen Lebenserwartung oftmals im Widerspruch zur Maximierung der eigenen reproduktiven Fitness steht. Das Beispiel mit dem Aal verdeutlicht dies sehr gut. Manche Organismen beschränken sich sogar selbst – man spricht von „*Handicapping*“ (Zahavi, 1975) – um zu zeigen, dass sie trotz Einschränkung überleben können und daher erst recht attraktive Sexualpartner sind. Ihre Ressourcen sind sozusagen so gut, dass sie sie verschwenden können. Das am häufigsten zitierte Beispiel für dieses Handicapping ist das prächtige Gefieder des männlichen Pfaus, das einzig dem Zweck dient, die Weibchen zu beeindrucken, ansonsten aber außerordentlich hinderlich ist.

bookshop.de
DIE FACHBUCHHANDLUNG



Abbildung 2.7: Schönheit als Indiz für Fruchtbarkeit: Je schöner das Pfauenauge, desto attraktiver ist der Pfau für Paarungspartnerinnen, obwohl er selbst unter dem großen Gefieder eher leidet.

Sexuelle Selektion und Unterschiede zwischen Frauen und Männern

Um reproduktiv erfolgreich zu sein, müssen Frauen und Männer Partner finden, die bereit sind, mit ihnen zu schlafen und Kinder zu zeugen. Aus der Theorie der sexuellen Selektion von Darwin lässt sich ableiten, dass sowohl Männer als auch Frauen um die attraktivsten Sexualpartner konkurrieren. Der Biologe Robert

Trivers (1972) hat allerdings darauf hingewiesen, dass sich dieser Wettbewerb aus der Sicht von Frauen bzw. Männern sehr unterschiedlich gestaltet.

Elterliches Investment

Hierzu ist es wichtig, sich klarzumachen, dass Frauen sehr viel mehr in die Geburt eines Nachkommens investieren als Männer. Um ein Kind zu zeugen, benötigen Menschen im Extremfall nicht mehr als wenige Minuten. Nach diesem Zeugungsakt ist das Überleben des befruchteten Embryos auch dann möglich, wenn sich der Mann nach dem Zeugungsakt vollständig von der begatteten Frau zurückzieht. Aus der Perspektive einer Frau hingegen sind sehr viel mehr Investitionen notwendig, um das Überleben eines Kindes zu sichern. Da sind zunächst einmal neun Monate Schwangerschaft, die eine erhebliche physische Anstrengung für die werdende Mutter implizieren. Nach der Geburt sind Kinder nahezu vollständig darauf angewiesen, von ihrer Mutter mit Nahrung versorgt zu werden. In Jäger-und-Sammler-Gesellschaften werden Kinder bis zu vier Jahre gestillt. Die Substitution der Muttermilch durch künstliche Milch ist erst seit sehr kurzer Zeit möglich.

Evolutionarypsychologinnen argumentieren, dass die Anzahl an eigenen Kindern für einen Mann hauptsächlich davon abhängt, wie oft es ihm gelingt, sich sexuellen Zugang zu einer jungen (d. h. fruchtbaren) Frau zu verschaffen. Die Anzahl solcher Frauen sei jedoch durch die lange Dauer von Schwangerschaft und Stillzeit sehr viel niedriger als die Anzahl paarungswilliger Männer. Der Zugang zu fruchtbaren Frauen sei somit für Männer eine äußerst wichtige Ressource, um die sie heftig – und notfalls mit Gewalt – konkurrieren.

„It takes two to tango“

Es ist evident, dass die *durchschnittliche* Kinderzahl von Frauen und Männern sich nicht unterscheidet, da jedes Kind immer genau einen Vater und eine Mutter hat. Was sich jedoch unterscheidet, ist die *Varianz* des Fortpflanzungserfolgs bei Männern und Frauen: Genetische Studien zeigen, dass die Menschheit doppelt so viele weibliche wie männliche Vorfahren hat (Baumeister, 2010; Wilder et al., 2004).

Das bedeutet, dass Fortpflanzungserfolg bei Männern sehr viel ungleicher verteilt ist als bei Frauen: Während einige von ihnen sehr viele Frauen (und sehr viele Kinder) haben, gehen andere Männer in diesem Wettkampf leer aus, d. h. es gelingt ihnen nicht, sich fortzupflanzen („Some guys have all the luck, some guys have all the pain“). Die Anzahl an Nachkommen für Frauen ist hingegen sehr viel weniger variabel und hauptsächlich dadurch limitiert, dass die Aufzucht eines jeden Kindes erhebliche physische und zeitliche Investitionen impliziert.

In Kapitel 10 werden wir diskutieren, dass aus evolutionspsychologischer Perspektive viele Unterschiede zwischen Männern und Frauen auf die Tatsache zurückzuführen sind, dass eine hohe bzw. niedrige Ausprägung bestimmter

Merkmale für Männer und Frauen einen jeweils unterschiedlichen reproduktiven Nutzen hatten.

Ein Fazit: Warum Natur *oder* Umwelt eine unsinnige Frage ist

Es wurde bereits angedeutet, dass die Grundannahmen der Evolutionspsychologie keineswegs von allen Sozialwissenschaftlerinnen geteilt werden. Gelegentlich stehen sich Anlagetheoretiker und Umwelttheoretiker geradezu „feindselig“ gegenüber und bezichtigen sich gegenseitig, dass der jeweils gegnerische Standpunkt weniger wissenschaftlich als vielmehr weltanschaulich motiviert sei (Voland & Meißelbach, 2021).

Nach meiner Einschätzung ist dieser Streit irreführend und überflüssig. Menschen sind zu jedem Zeitpunkt ihres Lebens sowohl durch ihre Biologie als auch durch ihre Umwelt geprägt. Dies gilt buchstäblich „von der Wiege bis zur Bahre“ (d. h. von ihrer Geburt bis zu ihrem Tod). Wenn ein Mensch geboren wird, ist dies ganz offensichtlich ein biologischer Prozess. Zu einem bestimmten Zeitpunkt (nach ca. 40 Wochen Schwangerschaft) setzen bei einer werdenden Mutter die Wehen ein, welche in einem (oftmals sehr) langen und schmerzhaften Prozess schließlich zur Geburt des Fötus führen. Sobald ein Säugling den Geburtskanal verlassen hat, beginnt er zu atmen (zuvor wurde der Fötus über die Nabelschnur der Mutter mit Sauerstoff versorgt). Weder das Einsetzen der Wehen einer werdenden Mutter noch das Atmen eines Säuglings sind das Ergebnis von Lernprozessen, sie treten „spontan“ auf (d. h. sie sind vollständig genetisch determiniert). Und trotzdem ist schon die Geburt eines Kindes von der Kultur beeinflusst, in die es geboren wird. So werden z. B. in den Niederlanden sehr viel mehr Menschen zu Hause geboren als in Deutschland (Galková et al., 2022). Die Kaiserschnitttrate war in Deutschland im Jahr 2022 mit 31,9% ca. doppelt so hoch wie 30 Jahre zuvor. Männer sind heute bei der Geburt ihrer Kinder regelmäßig anwesend, während dies noch vor 50 Jahren eine Ausnahme war (Redshaw & Henderson, 2013; Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, n. d.). Auch in der evolutionären Vergangenheit des Menschen waren Geburten übrigens ausschließlich „Frauensache“ (Schiefenhövel, 1988).

Und auch unser Sterben ist eine Mischung aus Biologie und Kultur. Der Tod eines Menschen ist dadurch definiert, dass sein Herz zu schlagen aufhört und das Gehirn nicht mehr mit Sauerstoff versorgt wird. Für diese Definition brauchen wir keine Sozialwissenschaften. Aber wie und wo dieser biologische Prozess stattfindet, ist in hohem Maße kulturell bedingt. Man vergleiche nur das Sterben auf einer Intensivstation mit dem Sterben in vormodernen Zeiten. Auch wie Menschen beigesetzt werden, ist stark kulturell geprägt. So ist in Deutschland

z. B. der Prozentsatz kirchlicher Begräbnisse allein im Zeitraum von 2011 bis 2021 von 61 % auf 46 % gesunken.

Noch ein simples Beispiel: Dass ich diese Zeilen in meinem Laptop tippen kann, verdanke ich sowohl der Computertechnologie des 21. Jahrhunderts (d.h. der Kultur, in der ich lebe) als auch meinem Gehirn (einem biologischen Organ, das über einen Zeitraum von mindestens 600 Millionen Jahren evolviert ist; Bennett, 2021).

Die Erklärung menschlichen Verhaltens wird nur dann gelingen, wenn man sie als Wechselspiel von Anlage, Evolutionsgeschichte und Genen einerseits und physikalischer sowie sozialer Umwelt andererseits begreift. Wer den Menschen nicht auch als Tier begreift, wird menschliches Verhalten nicht erklären können. Das Gleiche gilt für manche Biologin oder Evolutionspsychologin, die die Tatsache ignoriert, dass sich Menschen durch sehr spezifische Eigenschaften auszeichnen, welche den Vergleich mit anderen Arten immer einschränken.

Neben der simplen Tatsache, dass menschliches Verhalten sowohl biologisch als auch kulturell bedingt ist, lässt sich beobachten, dass die aus beiden Perspektiven entstandenen Wissenschaften bestimmte Stärken und Schwächen bei der Beantwortung unterschiedlicher Fragestellungen haben.

Die evolutionäre Psychologie verfügt über ein gutes Arsenal von Hypothesen zur Frage, durch welche Motive menschliches Verhalten determiniert ist (siehe Kapitel 4). Die behavioristischen Lerntheorien sowie die diversen Theorien menschlicher Sozialisation hingegen machen über grundlegende menschliche Motive eigentlich kaum Aussagen.

Auf der anderen Seite können sozialwissenschaftliche Theorien den Einfluss von technologischen Veränderungen oder gesellschaftlichen Institutionen auf menschliches Verhalten sehr viel besser erklären als die evolutionäre Psychologie.

Daraus ergibt sich eine implizite Arbeitsteilung: Evolutionäre Theorien erklären das „Warum“, Umwelttheorien hingegen das „Wie“ menschlichen Handelns.

Ein Beispiel: Die Evolutionspsychologie kann gut erklären, warum Menschen so viel Energie darauf verwenden, einen Sexualpartner zu finden (Buss, 2016). Soziologinnen hingegen können erklären, auf welche Weise Menschen in modernen Gesellschaften dies tun (z. B. warum eine Mehrzahl aller Menschen sich mittlerweile über Online-Portale kennenlernt; Toma, 2022).